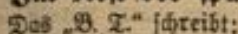


22. Jahrgang.



203.6

man verlange Freiliste mit Abbindungen.

Berlin. Bankdiskont $5\frac{1}{2}\%$, Lombardzinsfuß $6\frac{1}{2}\%$, Privatdiskont $4\frac{3}{4}\%$.

[illegible]



Nr. 199.

Dienstag, den 27. August 1907.

22. Jahrgang.

Er soll dein Herr sein.

Roman von Clara Hulepp-Stübs.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Unterredung mit seiner Nichte hatte ihn furchtbar erschüttert, doch er läßt sich nichts merken, sondern redet ihr tröstend zu und veranlaßt sie im Bett zu bleiben. Es ist jetzt fünf Uhr. Er hört, wie die Köchin und das Stubenmädchen die Treppe von der Mansarde herunterkommen. Da geht er hinaus und gibt ihnen einige Befehle. Lina kommt auch bald und ordnet Hildegards Stübchen, während der Geheimrat sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen hat und seine Toilette wechselt.

Im Frühstückszimmer nebenan wird der Kaffeetisch gedeckt. Hildegard hat dort das erste Frühstück stets mit dem Onkel eingenommen. Sie waren beide Frühaufsteher und während die Tante ruhig weiter schlief, besprachen sie die Arbeit des bevorstehenden Tages. — Hilbes große Augen sahen durch die offenstehende Tür den Onkel eintreten und sich allein an den einladend gedeckten Tisch setzen. Lina schenkt ihm den Kaffee ein, dann geht sie hinaus. Ach, wie gern hätte Hildegard ihm nun das Brötchen gestrichen und belegt, aber ihr tut der Kopf so weh, so weh! Sie muß hier ganz still liegen, ganz still; nur die Augen, die großen brennenden Augen reden eine stumme Sprache. — Da ergriß mich ein heißes Sehnen. — Nach Liebes- und Lenzeslust — Ich weinte heiße Tränen — Mir selber unbewußt. —

Wie Nädchen rinne sie über die Wangen, die erlösenden Tränen und schwimmen alle Bitterkeit, die sich wie Schlacken um die edle junge Seele gesetzt hatten, mit sich fort. Der Schmerz zwar bleibt, aber er wird milder, verliert an Wildheit und läßt sie leichter den Egoismus überwinden, mit welchem sie vorhin ihre Jugend und ihr verlorenes Leben beklagte. Zwar — Liebes- und Lenzeslust blühte ihr nicht, aber sie weiß, es gibt noch hohe Güter der Menschheit, die blieben alle Zeit ihr eigen. Daß sie leidet — dafür kann sie nicht, sie ist eben Weib und wie jedes echte Weib auch etwas vom Kinde hat, so hatte sie mit kindlichem Vertrauen dem Onkel ihr Herz geöffnet.

Die Liebe zum Manne war über sie gekommen wie eine gewaltige Macht, die alle, alle Fasern ihres innern Seins erzittern machte. Sie war sich mit einemmal bewußt geworden, daß Weib ist nicht selbst genug, kann sich nicht selbst genug sein, keines Lebens Inhalt ist der Mann. Der herbe, ferne Grundton, die reine, spröde Noblesse ihrer Weibernatur zitterte vor dieser Erkenntnis. Und sie ist jetzt ein mächtiger Bundesgenosse im Kampf wider den Mann, den sie liebt, und dem sie doch entzogen muß.

Von draußen bringt frische, balsamische Morgenluft herein und kühlt das heiße Gesichtchen. Sie atmet wie von schwerer Last befreit, ein paarmal tief auf. Der Onkel tritt ein, er hält ein kleines Tablett mit einer Tasse Milch und einer Buttersemmel in der Hand und lächelt ihr freundlich zu.

„Hier! Ich muß meinen Assistenten mal auf schmale Kost setzen, damit er mir keine Streiche macht,“ sagt er herzlich.

Hildegard trinkt ein paar Schluck von der Milch, die Semmel schiebt sie zurück.

„Ich danke dir, aber ich kann nicht, Onkel!“ Ihr inniger Blick belohnt ihn reichlich für seine Mühe, und als er jetzt das Tablett vom Bett nimmt, ergreift sie seine Hand und zieht sie an ihre Lippen.

„Aber Kind!“ wehrt er ab. Dann beugt er sich zu ihr nieder und drückt einen Kuß auf ihre Stirn. „Ich gehe nun in die Anstalt,“ sagt er sanft. „Bleibe ruhig liegen, mein Liebling!“

Einen Augenblick lang sehen sie sich an, traurig, doch verständnisvoll. Der Geheimrat drückt das kleine, heiße Händchen — sie verstehen sich. Noch ein letzter Gruß von der Tür her, dann ist Hildegard allein.

11. Kapitel.

Mehrere Tage sind vergangen, seitdem das geheimrätliche Ehepaar zurückgekehrt ist und Hildegard die Anstalt nicht betreten hat. Sie ist nicht, wie der Geheimrat befürchtet, krank geworden, sondern ihre gesunde Natur hatte über die böse Nervenkriese den Sieg davongetragen. Der Onkel wachte mit rührender Sorgfalt über und die Tante pflegte und verwöhnte sie auf jede nur denkbare Art. Die gute Dame fand Hilbe ebenfalls sehr verändert und schüttelte oft bedenklich den Kopf, wenn sie das sonst so willensstarke Mädchen apatisch im Sessel lehnen und vor sich hinträumen sah. Dem Geheimrat kam die körperliche Müdigkeit, mit welcher Hilbe zu kämpfen hatte und die eine ganz natürliche Folge der Ueberanstrengung und Gemütsbewegung war, sehr zu statten. Er wollte sie gern noch eine Weile ihrer Berufstätigkeit entziehen und das war nun möglich, wenn sie sich selbst zu schwach fühlte, dieselbe auszuüben.

Inzwischen aber hatte er sich mit dem Doktor ausgesprochen. Derselbe war außer Bett, sah aber erschreckend blaß und schmal aus. Als die beiden Männer sich zuerst ins Auge sahen, da wußten sie, daß sie Gefinnungsgegnossen, daß sie Freunde waren.

Wie der feurige, wißbegierige Student einstmal das Interesse des Lehrers erregt hatte und sein Wohlwollen geweckt, so erging es jetzt dem reifen Manne, dessen dunkles, schönes Auge mit seinem offenen, ehrlichen Blick sofort für ihn einnahm. Ein fester Händedruck sagte ihnen in dieser ersten Minute des Beisammenseins mehr als die Worte, daß sie einander verstanden. Und als in einer stillen Nachmittagsstunde der Doktor langsam an des Geheimrats Seite seinen Genesungspaziergang machte und sie dann behaglich in die großen bequemen Klappstühle zurückgelohnt, an einem lauschigen Plätzchen ausruhten, wo ihnen Lina Wein und Zigarren hingestellt hatte — da gebrauchte der kluge Geheimrat nur wenige Worte, die welche Gefinnungsstimmung kam ihm zu Hilfe — um dem Doktor die Lippen zu öffnen.

Der Geheimrat sah — es hatte harten Kampfes bedurft, um die Vorurteile dieses stolzen Charakters zu besiegen. Er hatte in der ersten Assistentin nur die unliebsame Vorgesehene gesehen, die sich auf einen Platz gedrängt hatte, welcher ihr als Frau — seiner Meinung nach — nun und nimmermehr zukam. Widerwillig hatte er sich ihr gefügt, bis nach und nach die Achtung vor ihren Kenntnissen, vor ihrer Seelengröße ihn gefangen

nahm und schließlich ihr echt weibliches Wesen und Empfinden, ihre liebliche, mädchenhafte Erscheinung, sein ganzes Innere in Aufruhr und Widerspruch mit sich selbst brachte und endlich die alles bezwingende Macht der Liebe diese wilden Wogen geglättet. Wie ein unsagbares Wunder empfand er dieses mächtige Gefühl, welches seine ganze Seele umgewandelt und mit andächtiger Bewunderung der Geliebten erfüllte.

Mit Mühe hört der Geheimrat der begeisterten Sprache zu, in welcher der Doktor ihm offen und ehrlich seine Herzenskämpfe schildert. Er lernt dadurch den Charakter noch mehr kennen, aber zugleich auch schätzen. Es tut ihm bitter weh, ihm die Hoffnung, daß Hildegard einst die Seine wird — nehmen zu müssen. Er tut es so schonend wie möglich, erzählt alles, findet aber damit kaum Gehör bei dem Doktor. Derselbe will den Grund der Weigerung nicht gelten lassen.

„Und Sie glauben wirklich, es würde mich abhalten, um ein Mädchen zu werben, das mir mehr gilt als mein Leben?“ fragte er ernst, den Geheimrat fest ansehend. „Was wird Ihre Werbung aber nützen? Hildegard, verläßt ihren Vater nicht. Sie will mit ihm vereint in Amerika ein Heim gründen,“ erwidert ihm dieser.

„Das gründen wir eben dann zusammen.“ — Schwer und gewichtig fallen die Worte von des Doktors Lippen.

Der Geheimrat sieht ihn einen Augenblick lang starr an.

„Wie? Sie wollen —“

„Ja, ich will!“ unterbricht ihn Doktor Paulus fest. —

„Gott segne Sie für dieses Wort! Aber glauben Sie nicht, daß Hilbe dieses Opfer annehmen wird. Bedenken Sie — Ihre Karriere hier — die Heimat — alles müssen Sie aufgeben! Nein, das wird sie nicht wollen.“ entgegnet der Geheimrat sehr bestimmt.

„Mein Gott, was will das alles sagen, gegen den Besitz eines Mädchens wie Hilbe! Es ist mir gar kein Opfer!“

Der Geheimrat zuckt ratlos die Achseln. Er möchte hier so gern helfen, aber so sehr er sein Hirn auch anstrengt, er findet keinen Ausweg.

„Lassen Sie mich wenigstens mit Hilbe sprechen,“ bittet der Doktor, „vielleicht läßt sie sich bestimmen es wäre ja furchtbar — ihr entsagen zu müssen! Ich — o, mein Gott, ich ertrüge es nicht!“ Heiser vor Erregung, schmerzdurchbebt, klingt seine Stimme. Der Geheimrat legt ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm.

„Beruhigen Sie sich, lieber Doktor! Und lassen Sie meiner Nichte Zeit — sie ist leidend, darf keinesfalls aufgeregt werden! Wir sprechen noch darüber und was ich für Sie tun kann, das geschieht. Aber jetzt: Ruhe, lieber Doktor! Sie sind noch Resonanzszent, auch Ihnen ist Aufregung noch recht schädlich.“

„Ach, was tut das mir?“ lächelt Paulus bitter. „Doch ich will Ihnen gehorchen, obgleich es eine Folterqual ist, dem geliebten Mädchen so nahe zu sein und sie doch weder sehen noch sprechen zu können,“ erwidert er gepreßt.

Die Zigarren sind ausgegangen. Der Geheimrat zündet sich eine neue an, während der Doktor sein Glas Portwein mit einem hastigen Zuge leert und dann trübe vor sich hinstarrt. Finstere Schatten lagern auf seinem Antlitz.

O, wie sehnt er sich nach der kühlen, weichen Hand, die so oft auf seiner heißen Stirn geruht, nach den sieben klugen Augen, nach der hohen, vornehm schlanken Gestalt, die so leicht und grazios durch das Zimmer glitt. Ein leiser Seufzer entfährt seinen Lippen. Er denkt keinen Augenblick daran, ihres Vaters wegen von Hilbe zu lassen. Nein, der Gedanke taucht überhaupt nicht in ihm auf. Aber die Zukunft liegt noch nicht allzu rosig vor ihm. Er muß sich, den widrigen Verhältnissen zum Trotz, die Geliebte seines Herzens erkämpfen und all seine Energie, seinen ungebeugten Mannesmut will er daran setzen, sie sich zu erringen. Er fühlt in seinen Adern das Blut pulsieren, fühlt, wie sich nach der Krankheit die Muskeln in ungebrochener Jugendkraft spannen — er kann diese Ruhe hier nicht mehr ertragen — mit einem Ruck springt er auf und redt sich zu seiner ganzen herkulischen Größe empor. Ein unaussprechliches Sehnen nach dem Mädchen, das sein ganzes Sein umgewandelt hat, erfüllt ihn — er geht unruhig auf und ab und sucht mit verzehrenden Blicken die Richtung, wo zwischen grünen Bäumen marmorweiße Mauern grünen und vom schlanken Turm die Flagge weht: Villa Agnes, wo die Geliebte wohnt. Endlich stellt er sich vor den Geheimrat hin, faßt seine Hand und sieht ihm mit lebendem Blick in die Augen. Seine Stimme bebzt vor unterdrückter Aufregung, als er sagt: „Hier stehe ich, machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber lassen Sie mich Hilbe sehen und sprechen.“

Der Geheimrat fühlt das leise Zittern der weichen, kraftvollen Männerhand, fühlt, wie einem geistigen Erdbeben gleich die gewaltige Leidenschaft der Liebe diese herkulische Gestalt, diesen starken Geist erschüttert und sagt sanft:

„Heute geht es nicht — beim besten Willen nicht, lieber Doktor, denn Hilbe hat erst kürzlich eine schwere Nerventriste überstanden — sie muß geschont werden, Sie müssen sich gedulden. Ich will sie jedoch vorbereiten, dann können Sie jedenfalls morgen mit ihr sprechen.“

„Morgen, morgen erst?“

„Sie sind selbst Arzt, wollen Sie Hildegards Gesundheit gefährden?“

„Nein, da sei Gott vor! Sie haben recht, daß Sie mich daran mahnen. Ich kenne mich ja selbst nicht mehr!“

Noch ein dunkler Blick verlangender Liebe und Sehnsucht nach der Villa hinüber und Herbert Paulus nimmt ruhig in seinem Stuhl Platz. Er zwingt mit eiserner Energie seine Erregung nieder.

Der Geheimrat spricht von Berufsangelegenheiten, obwohl er weiß, daß er heute keinen so aufmerksamen Zuhörer hat. Aber der Gute ist nachsichtig, sehr nachsichtig.

Der andere Tag kam. Fräulein Doktor Hildegard Luz ist im traulichen Wohnzimmer allein.

Die Tante ist ausgegangen, der Onkel soeben hinüber nach der Anstalt, nachdem er ihr des Doktors Wunsch mitgeteilt hat. Mit Beben hat ihn Hildegard vernommen.

„O Gott! Sie fühlt, es kommt etwas Schweres, dem sie Stand halten muß. Der Geheimrat hat ihr nichts von Herberts Absicht, mit ihr und dem Vater vereint in Amerika sein Heim zu gründen, verraten. Nein, das mag er ihr selbst sagen, denkt er.“

Und nun sitzt sie hier und wartet mit bangem Herzen und angsterfüllten Augen, die durchs Fenster den Weg entlang starren, welchen er kommen muß. Sie hat das Köpfchen in die hinter denselben verchlungenen Hände und sich an die hohe Rückenlehne des Stuhles gelehnt. Derselbe steht vor dem Nischen und wie dieses auf einem Podium mit kunstvollem Geländer. Man hat von diesem Platz eine hübsche Aussicht in das köstlich duftende Blumenparterre des Parkes, das auf der entgegengesetzten Seite von einer Fontaine begrenzt ist. Der Strahl derselben wird vom Winde hinwärts getrieben und gleicht einer goldig schimmernden, sprühenden Wasserwolke, die sich bald in Millionen Tropfen auflöst, bald wieder in voller Pracht zur Höhe strebt. Hildegards Augen sehen nichts von dem lieblichen Bild, sie haften jetzt nur an der kraftvollen, männlichen Erscheinung, an dem schönen, ernsten Gesicht, welches ihr zugewandt ist. Ihr Blick trifft in zwei dunkle Männeraugen, sie zuckt leicht zusammen, das Blut strömt ihr heiß ins Gesicht und überzieht es mit einer dunklen Röte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Klette.

Erzählung von B. Rittweger.

(Nach dem Vorboten.)

Wenn die Schneeglöckchen sprächen, zieht die Schuljugend von Schönan fröhlich hinaus in Wald und Feld. Mit Körben bewaffnet, unter Lachen und Jandzen, pflücken Buben und Mädchen die goldenen Frühlingboten. Die Kinder der Armen bringen sie zum Verkauf in die Stadt, die der wohlhabenden Bauern pflücken sie zum Vergnügen, puzen zu Hause die Stube damit und tragen ein paar „Sträußle“ zur „Frau Pfarrer“ oder zum „Herrn Lehrer“. Am lustigsten von allen Mädchen ist das Botengretentische, ein hübschliches Ding, dem schon jetzt die größeren Schulbuben nachgucken. Ihre Mutter ist im ersten Ehejahr bereits Witwe geworden. Der Vater war Holzhauer in einem Nachbardorf gewesen und er war beim „Zapfensteigen“ verunglückt. Der gefährlichen Gepflogenheit der Samensammler nach, hatte er sich von einem Gipfel zum andern geschneelt, um das mühsame Auf- und Abklettern zu ersparen, und er hatte solche Kühnheit, wie schon so mancher vor ihm, mit seinem Leben bezahlt. Man brachte der armen jungen Frau den Satten tot nach Hause und ein paar Tage darauf wurde das Kind geboren. Die Grete lehrte nach Schönan, ihrer Heimat, zurück und ernährte sich und das Bißle mit Botengängen in die Stadt und mit Tagelöhnerarbeit schlicht und recht. Eine kleine Hütte am Ende des Dorfes, der Gemeinde gehörig, gab ihr billige Unterkunft.

Sobald das „Botengretentische“, wie's überall genannt wurde, dazu imstande war, mußte's auch mit verdienen helfen; die Schneeglöckchen boten dazu die erste Gelegenheit im Jahr. Später gab's „Leberblümele“,¹⁾ Himmelschlüssel, Maiblumen, dann kamen

Größeeren, Pilze, „schwarze Beeren“, „Hölperle“, „Brombeeren“, „Histen“, kurz, Wald und Feld spendeten reichlich Gaben. Und was für ein vergnügliches Sammeln das war: das Lisle brauchte sich nicht einmal besonders anzustrengen und hatte doch stets Korb oder Kesteltopf zuerst gefüllt. Sie brauchte nie allein zu pflücken oder zu sammeln. Zwei Buben waren jederzeit bereit, ihr zu helfen. Das waren der Bachmüller-Lorenz, der einzige Sohn des etwas abseits vom Dorf wohnenden wohlhabenden Müllers, und der Wilhelm Klein, dessen Vater zu den großen Bauern gehörte. Der Lorenz war ein stiller Bub, blaß und mager, mit nachdenklichen blauen Augen und dünnem strohblonden Haar. Das Lisle konnte ihn nicht ausstehen und hänselte ihn bei jeder Gelegenheit. Da war der Wilhelm doch ein ganz anderer Junge, groß, stark, mit brennenden schwarzen Augen, fest aufgeworfenen Lippen und dunklem, dichten Kraushaar. Alle Mädchen beneideten das arme Botengretenslisle um die Ritterdienste des Wilhelm. Uebrigens verschmähte das Lisle die Blumen, Beeren und Pilze, die der Lorenz ihr brachte, keineswegs, tat jedoch stets, als erweise sie ihm mit der Annahme eine ganz besondere Gnade, für die er sich noch bedanken müsse. Das bildhübsche Kind war sich seiner Macht über die zwei Kameraden als echte Erbstochter wohl bewußt. Der Wilhelm bekam jedesmal, wenn er ihr von seinem Vorrat abgab, einen gar freundlichen Blick zum Lohn. Auf dem Heimweg schwatzte das Lisle auch immer nur mit dem Wilhelm und tat oft gar nicht, als wüßte sie, daß der schüchterne stille Lorenz an ihrer anderen Seite ging. Wagte er's mal, sie anzusprechen, dann fuhr das zierliche Köpfchen herum, daß die Böpfe flogen und die frischen roten Lippen träufelten sich spöttisch: „Ach so, du bist ja auch da, Lorenz, hab's gar net gewußt, da, kannst mein' Korb tragen, er is arg schwer.“ Dann strahlte der bescheidene Junge, dem das Lisle das Höchste auf der Welt war, mit dem ganzen Gesicht und war froh, als wenn ihm ein großes Glück zuteil geworden wäre.

So ging's durch die ganze Kindheit der drei. Der Lorenz blieb sich immer gleich in seiner Anhänglichkeit und tat, was er dem hübschen Mädchen nur an den Augen absehen konnte. Den Wilhelm kummerte das nicht, er wußte zu genau, daß er beim Lisle immer zuerst kam, daß sie stets tanzte, wenn er pfiß. Das Lisle war das schönste Mädel im Dorf, und daß er, der Wilhelm Klein, der schönste Bursch, das erste Unrecht auf sie hatte, war ihm selbstverständlich. Eifersucht auf den Bachmüller-Lorenz — der Gedanke kam ihm gar nicht in den Sinn. Mochte der noch so arg um das Lisle rum sein — ihn konnte er doch nicht austechen!

Das Lisle war nun schon zwei Jahre konfirmiert und sang an, ab und zu mal zum Tanz zu gehen — da durst' man schon an was Ernstliches denken! Der Bachmüller-Lorenz hatte sein Leben für das Mädchen gegeben. Das Tanzen war nicht seine starke Seite, da mußte er schon dem Wilhelm den Vorrang lassen, aber er zeigte auf andere Art dem Lisle immer wieder seine Liebe. Ohne groß davon zu reden, aderte er mit seines Vaters Säulen im Frühling das Kartoffelstück der Botengret um. Im Sommer holte er ihr das gesauste Holz aus dem Wald und machte es nach Feierabend klein, und was solcher Dienste mehr waren. Er sah ja, daß sich das Lisle nichts aus ihm machte, aber er konnte das auch gar nicht verlangen. Ganz im stillen hoffte er, sein gedulbiges Werben, seine nimmermüde Sorge würden vielleicht allmählich ihren Sinn erweichen. Und wenn sie auch nicht sein werden konnte, vor einem hätte er sie bewahren mögen, vor dem Wilhelm, dessen Charakter ihm gar keine Bürgschaft für das Glück des so sehr geliebten Mädchens bot. Es war eine leichte Ader in dem Wilhelm, keine stetige Arbeit sagte ihm zu. Nur auf dem Tanzboden und im Wirtshaus, da stellte er seinen Mann. „Mein Vater hat's ja dazu — was soll ich mich plagen und knausern!“ Das konnte man oft genug von ihm hören, und der alte Klein legte ihm nichts in den Weg. Bei Kleins ging's stets aus dem Vollen, besonders seit die Frau tot war, die den Mann und die Söhne in gutem Sinne beeinflusst hatte.

Des Wilhelm Leichtsinns störte das Lisle nicht; ihr

genügte es, daß er flott tanzte, daß er immer lustig und sibel war, und daß sie an der Seite des schlanken hübschen Burschen erst recht zur Geltung kam. „Das schönste Paar“, so klang's oft in ihr Ohr, wenn sie mit dem Wilhelm tanzte. Das war Musik für ihr eitles Herz. Sie empfand's schwer, als die Zeit kam, wo der Wilhelm zum Militär mußte, nach Leipzig. Der Lorenz wurde frei. Natürlich nicht mal zum Soldaten war er tauglich, der schwächliche Bursch! Der Wilhelm hatte seinen Spott darüber und das Lisle half dazu. Zu einem festen Verspruch zwischen dem Paar kam's aber vorläufig noch nicht. Der Wilhelm wußte, das Lisle würde ihm nicht entgehen, falls er sie später ernstlich begehrte. Erst wollte er sich mal in der großen Stadt umsehen, da gab's sicher auch hübsche Mädchen genug. Und sein Vater mußte auch beim Guten erhalten werden, damit er ordentlich herausrückte. Der würde jetzt noch nichts von einer armen Schwiegertochter wissen wollen. Das hatte alles noch Zeit.

Im Herzen des Lorenz flammt neue Hoffnung auf. Zwei Jahre sind lang. Wer weiß, ob's seiner treuen Liebe nicht gelingt, sich das Lisle geneigt zu machen und sie als seine Müllerin heimzuführen. Sein Vater würde nichts dagegen haben. Er ist ein stiller guter Mann, der seinen Sohn über alles liebt, der keinen Stolz kennt. Er hatte auch einst ein armes Mädchen geheiratet und eine glückliche Ehe mit seiner Marianne geführt, bis der Tod sie ihm vor einigen Jahren entzissen hatte. Zu leben hatte der Lorenz einmal reichlich, er brauchte nicht auf Geld zu sehen, wenn er freiste.

Die Hoffnung des treuen Burschen wächst, als das Lisle sich ihm wirklich recht geneigt zeigt. Der Wilhelm ist fort, läßt nichts von sich hören, da ist's doch ganz schön, daß der Bachmüller-Lorenz allabendlich in der kleinen Hütte einkehrt und ihr die Zeit vertreibt. Es tut immer wohl, zu fühlen, daß man begehrt wird. Und wenn's der Wilhelm erfährt, wird ihn hoffentlich die Eifersucht anspornen, Ernst zu machen.

Die Botengret rühmt der Tochter den Lorenz täglich in allen Tonarten, und das Lisle ist auch stets lieb und freundlich. Das Gefühl ihrer Macht über den stillen Burschen, für den kein Mädchen weiter vorhanden ist, reizt sie und reizt sie immer mehr zum leichtfertigen Spiel mit einem treuen Herzen. Zum Spiel nur! Denn das Lisle denkt im Ernst gar nicht an den Lorenz, sie sehnt sich nach dem Wilhelm und kann kaum die Zeit erwarten, bis sie ihn wiedersteht. Zu Pfingsten kommt er zum erstenmal auf Urlaub. Herrgott, wie schaut er schön und stattlich aus! Und was für ein feines Wesen er sich angewöhnt hat, und wie er seine Worte setzt! Wie ein großer Herr! Und nicht genug erzählen kann er den staunenden Mädchen von Leipzig, wie da alles eitel Glanz und Pracht ist, und wie gut's da die Leute haben. Wenig Arbeit und ein flottes Leben!

Am zweiten Feiertag ist Tanz im Gemeindevirtshaus. Da läßt der schmude Soldat, der in weißen Handschuhen tanzt, das Lisle — er nennt sie aber jetzt „Lise“ — nicht aus den Armen. Ihre Schönheit ist nun voll erblüht, und seine Neigung, von Eitelkeit genährt, wird zur heißen Begierde. Es gibt freilich in Leipzig auch hübsche Mädchen genug, aber sie sind alle ein bißchen „zweifelhaft“ für seinen Geschmack. Die Lise, ja, die kann sich dort wohl sehen lassen — so ein paar Augen, wie die im Skopf hat, und die prachtvollen biden Böpfe, die frischen roten Lippen und das feste Mäuschen. Dazu gewachsen wie eine Tanne! Das Mädchen muß nach Leipzig, sobald als möglich, dann hat er einen Schatz, um den ihn alle Kameraden beneiden werden!

Der Lorenz kommt nicht dazu, mit dem Lisle zu tanzen. Er ist kein guter Tänzer; es macht ihm auch kein besonderes Vergnügen, nur mit dem Lisle tut er's gern. Doch der Wilhelm läßt keinen andern an sie heran. Gut, daß er nur vier Tage Urlaub hat! Dem armen Lorenz tut das Herz weh. Aber er will sich doch nicht ganz verdrängen lassen. In einer Pause setzt er sich an die andere Seite des Mädchens und versucht, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Da dreht sie sich nach ihm nur, just so, wie früher, wenn sie selbtritt aus dem Wald kamen: „Ach, du bist auch da, Lorenz?“ Und dann lauscht sie schon wieder mit strahlenden Augen den Worten des Wilhelm. In Lorenz kämpfen Liebe, Eifersucht und Sorge miteinander. Wenn er das Lisle auch nicht gewinnt, das muß er überwinden, er weiß,

1) Leberblumen = blaue Anemonen.

2) Schwarze Beeren = Heidelbeeren.

3) Hölperle = Preiselbeeren.

4) Histen = Hagebutten.

dem Herzen läßt sich nicht gebieten. Aber verhindern möchte' er, daß der Wilhelm sie unglücklich macht. Er traut nun einmal dem leichtsinnigen Burschen nicht. Aus diesem Gefühl heraus bleibt er bis zuletzt und schließt sich auf dem Heimweg dem Paare an. Der Weg zur Mühle führt ja am Häuschen der Botengret vorüber. Der Wilhelm flüstert nach kurzer Weile dem Mädchen zu: „Du, schaff' uns den Dudenäuser vom Hals, ich mag keinen Streit mit ihm, mit dem Jammerlappen!“ Lise befinnt sich noch einen Augenblick, dann dreht sie den hübschen Kopf nach dem Lorenz und spricht schnippisch: „Da bist ja, weiß Gott, auch wieder. Bist doch die reine Kletten. Die kriegt man auch net los, wenn sie sich einmal an einen gehängt hat.“ Der Wilhelm lacht drohnend auf: „Donnerwetter, famos — wie eine Kletten! Bist doch wahrhaftig ein schneidiges Frauenzimmer, Lise, man sollt nicht meinen, daß du auf'm Dorf groß geworden wärst.“ Dem Lorenz wird's ganz schwarz vor den Augen. Er fährt mit der Hand nach dem Herzen und ein Schwindel packt ihn. Es dauert eine Weile, bis er sich zu einer Antwort aufrafft und seine Stimme klingt ganz heiser, als er herausstößt: „Sollst du nimmer über die Kletten zu beklagen haben, Lise, nun ich weiß, wie ich dir zuwider bin. Gute Nacht.“ Der Lorenz schlägt einen Seitenpfad ein, der hinter dem Dorf weg zur Mühle führt.

Mit hellem Lachen schlingt der Wilhelm seinen Arm um das Mädchen, das sich eng an ihn schmiegt und leise spricht: „Ich weiß doch net, Wilhelm, 's war wohl schlecht von mir. Der Lorenz hat's den ganzen Winter her so gut mit mir und mit der Mutter gemeint.“

„Ach, dummes Zeug! Gut — gut! Gut und dumm, das kommt a's eins 'raus. Und das merk dir: ich duld' das Getue mit dem Lorenz nimmer. Bist mein Schatz und wirst meine Frau, sobald ich frei bin. Sag' zu, und 's ist abgemacht. Wir zwei, wir sind gerad' geschaffen füreinander, gest?“

„Ach, Wilhelm, ich möchte' schon, ich hab' dich ja so arg lieb, aber dein Vater wird net wollen —“

„Ach was, der wird freilich net wollen. Aber ich geh net nach. Weißt, wir machen das ganz geschickt. Ja, hab' keine Lust, wieder hierher zurückzukehren und den Acker zu spielen. Den Hof kriegt ja doch der Martin als der Älteste. Mir gefällt's Leben in 'ner großen Stadt viel besser, 'n Kerl wie ich kriegt leicht als gebienter Soldat 'ne gute Stell' als Portier in einem herrschaftlichen Haus oder so was. Da kann man leben herrlich und in Freuden bei leichter Arbeit. Gelt, möchtest doch auch gern nach Leipzig? Kannst's Plätten lernen, eh' wir heiraten. Das wird gut bezahlt, und wir brauchen uns alle beide nicht zu plagen mit harter Feldarbeit. Am besten ist's schon, ich mach' dir gleich einen Dienst in Leipzig aus, nachher sind wir zusammen und an den freien Sonntagen, da können wir miteinander dem Vergnügen nachgehen. Da wirst du Augen machen, Lise. So, nun gib mir mal einen ordentlichen Schmaß zum Zeichen, daß du einverstanden bist.“ Kosend und Zärtlichkeitspläne schmiedend bleiben die zwei noch lange beisammen, ehe Wilhelm das höherregte Mädchen gehen läßt. — Der Bachmüller-Lorenz läßt sich von dieser Nacht an nicht wieder im Häuschen der Witwe blicken. Er lebt stül mit seinem Vater, tut seine Arbeit und kommt selten ins Dorf. Bald ist's bekannt, daß die Freundschaft zwischen ihm und den „Botengretenweibern“ aus, daß der Wilhelm dem Lise sein erklärter Schatz ist. Das Mädchen trägt den Kopf hoch und wird immer schöner und blühender. Der Wilhelm schreibt fleißig und redet ihr in jedem Brief zu, sie solle nach Leipzig kommen. Aber die Mutter duldet's nicht. Sie will ihr einziges Kind nicht von sich lassen, sie ist oft krank und meint, das Lise nicht entbehren zu können. Im Herbst bei scharfem Nordost holt sich die Botengret auf ihrem Weg zur Stadt eine Lungenentzündung, der sie am neunten Tag erliegt. Nun ist kein Halten mehr. Bald heißt's im Dorf: Das Botengretenmädchen geht nach Leipzig in Dienst. Und wenn der Wilhelm freikommt, heiraten sie sich.

Am Tag, ehe das Lise abreißt, nimmt sie Abschied vom Grabe ihrer Mutter. Es ist ihr nun doch recht schwer ums Herz, und sie hat Angst vor der großen fremden Stadt. Sie hätte ja hier auch einen Dienst finden können, aber freilich, der Wilhelm meint, so ein schönes Mädchen sei zu schade zur Bauernmagd. In der Stadt, da ist die Arbeit nur Spielerei und an Vergnügungen

fehlt's niemals. Und der Wilhelm ist dort, der so besorgt um sie ist, der sie so lieb hat; es wär' zu dumm, wollt' sie ihren Entschluß bereuen.

Während sie so in Gedanken an dem Grab steht, nähert sich ihr jemand und aufsehend gewahrt sie den Lorenz, den sie seit jener Pfingstnacht nicht mehr gesprochen hat. Er streckt ihr mit einem guten Blick die Hand hin, und sie legt die ihre hinein und hört auf seine Worte: „Ich bin dir nachgegangen, Lise. Ich hör', du willst fort, morgen schon, und da wollt' ich dich fragen, ob du dir das auch recht überlegt hast. Tu's net, Lise, bleib' da, guck, ich — — ach Gott, Lise, ich — sag', kannst du mich denn gar net ein bißle lieb haben, nur so ein ganz klein bißle? Ich tät ja gar net mehr verlangen. Geh' net fort, ich bitt' dich um alles, ich hab' eine solche Angst um dich, daß du so aufs Geratewohl in die Welt 'nauswirst —“ „Aufs Geratewohl? Das nun grad net, Lorenz, das muß ich dir doch sagen. Der Wilhelm ist dort, und der Wilhelm hat mir einen Dienst ausgemacht —“ „Der Wilhelm. Ja, freilich, aber ich fürcht', der Wilhelm ist net der Mann dazu, dir alles zu erzeihen, was du hier aufgibst, die Heimat und ein treues Herz. Ja, Lise, ich hab' dich so arg lieb, ich kann mir kein größeres Glück denken, als wenn du meine Frau würdest, und gut sollst du's bei mir haben, das schwör' ich dir!“ Das Mädchen setzt eine hochmütige Miene auf: „Hab' dir's schon einmal gesagt, bist wie eine Klette, die man net loswerden kann, wenn sie sich einmal angehängt hat. Ich weiß gar net, wie du mir vorkommst. Der Wilhelm ist mein Schatz, und wir heiraten uns und leben herrlich und in Freuden. Und das ist mein letztes Wort!“ Um die innere Stimme, die ihr sagt, daß der Lorenz recht und tausendmal recht hat, zu betäuben, hat das Mädchen die Worte im schroffsten Ton herausgestoßen. Um keinen Preis hätte sie dem Lorenz gestanden, daß sie Angst hat vor der großen Stadt, daß sie den Versicherungen des Wilhelm nicht unbedingt Glauben schenkt. Was sie sich selbst nicht zu gestehen wagt, wie sollte sie's einem andern zugeben! Mit trotzig erhobenem Haupt, ohne einen letzten Gruß, wendet sich das Mädchen zum Gehen.

* * *

Der Wilhelm hat ausgiebt, und er hat durch Vermittlung seines Hauptmannes wirklich gleich eine gute Stelle als Portier in einem herrschaftlichen Hause bekommen. Etwas Gartenarbeit wird verlangt, ein Rinderspiel für den kräftigen Mann. Die nette Wohnung im Souerrain bietet Raum genug für ein Ehepaar. Die Lise hat in den letzten Wochen das Plätten gelernt. Man wird ganz gut auskommen, ohne sich sehr anstrengen zu müssen. Der alte Klein hat nichts dagegen einzuwenden, daß sein Zweiter in Leipzig bleibt, und auch seiner Heirat mit dem Lise legt er nichts in den Weg. Die Verhältnisse bei Kleins sind sehr zurückgegangen. Der Alte, ein ansehnlicher Witwer, hat Lust zu einer zweiten Ehe mit einer nicht unbemittelten, älteren Person, da ist er ganz zufrieden, daß der Wilhelm ihm nicht auch noch dreinredet. Der älteste Sohn und zwei verheiratete Töchter machen ihm schon genug zu schaffen mit ihrem Widerspruch. So schickt er dem Wilhelm ein paar hundert Taler und läßt dabei durchblicken, daß er für später kaum noch etwas zu erwarten habe. Es seien schlechte Zeiten für den Bauer.

(Schluß folgt.)



Humor.

Die sieben Behtel. Frau: „Ich lese eben hier in der Zeitung, daß die Durchschnittsfamilie bei uns aus 4,7 Personen besteht.“

Mann: „So? Na, dann fallen in unsrer Familie die sieben Behtel wahrscheinlich auf mich, denn für voll hast du mich doch noch nie angesehen.“

Ein Kompliment? Er: „Liebe Freundin, haben Sie meinen letzten Roman gelesen?“

Sie: „Ja.“

„Und wie hat er Ihnen gefallen?“

„O, ich habe den Band mit großem Vergnügen aus der Hand gelegt!“